

# Sonntagsblatt

## der Rheinischen Volkszeitung

Berantwortlich: Julius Etienne - Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Nauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 46

Wiesbaden, den 10. Oktober 1920

38. Jahrgang

### Wochentkalender

Sonntag, 10. Oktober:	Franz Borgias
Montag, 11. Oktober:	Probus
Dienstag, 12. Oktober:	Maximilian
Mittwoch, 13. Oktober:	Lubentius
Donnerstag, 14. Oktober:	Callistus
Freitag, 15. Oktober:	Theresa
Samstag, 16. Oktober:	Gallus

zwanziger Sonntag nach Pfingsten. Evang. des hl. Joh. 4, 46-53.

In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile; denn er war daran, zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein

Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.

### Gezeichnet

Wie die Anzeichen zur Berufung für die himmlische Seligkeit festgestellt werden können, so lassen sich auch die Kennzeichen derselben nachweisen, die für den ewigen Untergang gezeichnet sind. Aber auch hier gilt das am vorigen Sonntag Gesagte, daß kein Mensch von vornherein, ohne Rücksicht auf sein Leben, von Gott für die Hölle bestimmt ist, sondern ewiges Glück oder Unglück hat ein jeder selber in der Hand, und das wird sein Anteil, was er verdient. Die für ewigen Untergang Gezeichneten sind nicht definitiv gezeichnet, sondern die Bezeichnung ist so zu verstehen, daß ein derartig Gezeichneter nach menschlichem Ermessen auf dem Wege zur Hölle ist, wenn nicht noch in letzter Stunde infolge einer außerordentlichen göttlichen Gnade eine Sinnesänderung im Menschen stattfindet.

1. Gezeichnet sind jene, die trotz begangener Sünden und großer Lasterhaftigkeit ruhig dahingehen und keine Gewissensvorwürfe verspüren. Es ist eine große Gnade, wenn nach einer schweren Sünde Unruhe und Gewissensqual den Menschen packt und ihm so lange keine Ruhe läßt, bis er den Weg zum Beichtstuhl gefunden hat. Die Unruhe ist ein mächtiger Bedarf zur Buße, die Ruhe dagegen wiegt in falsche Sicherheit ein, führt zur Unvorsichtigkeit und eben dadurch zur Verdamming. „O, daß du doch kalt wärst oder warm, weil du aber sau bist, und weder kalt noch warm, so werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Denn du sagst: Ich bin reich und habe Reichtum erworben und bedarf nichts, und du weißt nicht, daß du es sind und erbarmungs würdig und arm und bloß bist.“ (Offenb. 3, 16/17.) Lauheit, Gleichgültigkeit, Gefühllosigkeit selbst bei den eindrucksvollsten Ereignissen deutet immer auf einen lasterhaften Seelenzustand und eine bedenkliche Gewissenlosigkeit.

2. Gezeichnet sind ferner jene, die abseits von Gott stehen, aber andauernd weltliche Glückseligkeit genießen und kaum mit Leidern und Mühseligkeiten zu kämpfen haben. Ungestörtes Weltglück schien selbst den alten Heiden bedenklich, die vom Neide der Götter fabilierten und sagten, in diesem Falle müsse man die Götter um Zuwendung eines Unglücks bitten. Dieser Gedanke lehrt in Schillers Ballade: „Der Ring des Polyskates“ wieder, wo der Gastfreund dem Herrscher von Samos zu bedenken gibt:

„Dram willst du dich vor Leid bewahren,  
So sieh zu den Unschönen,  
Doch sie zum Glück den Schmerz verleiht.“

Noch keinen sah ich fröhlich enden,  
Auf den mit immer wollen Händen  
Die Götter ihre Gaben streuen.“

Die christliche Weisheit lehrt etwas Aehnliches, indem sie sagt, man solle öfters Gott um Kreuz und Leidern bitten, weil nach christlicher Auffassung und nach der Erfahrung der Heiligen und Gottesgelehrten unendlich wertvolle Güter aus Kreuz und Leid entsprechen.

Daß irdische Wohlfahrt und irdisches Glück, wenn es im Übermaß bemessen wird, gefährlich werden kann, leuchtet ein. Wir sind ja jetzt fortwährend dessen Zeuge. Das Reichsein und den Reichtum genießen, muß gelernt sein. Wer über Nacht reich und wohlhabend geworden ist, weiß meistens das Glück nicht zu tragen. Müßiggang und ein verschwenderisches Leben stellt sich ein, und das Ende ist böse. Wie eindringlich warnt der Heiland die Reichen seiner Zeit: „Wehe euch, Ihr Reichen, denn Ihr habt schon euren Lohn. Wehe euch, die Ihr gesättigt seid, denn Ihr werdet hungern. Wehe euch, die Ihr jetzt lacht, denn Ihr werdet trauern und weinen.“ (Luk. 6, 24-26.) Und er zeigt seinen Zuhörern das Ende des reichen Bräuers, der in Wohlleben und Leppigkeit seine Tage verlebte, gegen die Armen hart und lieblos war, und dann starb und in die Hölle begraben wurde.

Das weltliche Glück derselben, die ein sündhaftes Leben führen, ist daher zu erklären, daß diese immerhin noch hier und da Gutes tun, z. B. gegen Arme und Bedrängte mitleidig sind, gegen Ungerechtigkeit sich wenden, für gute Zwecke Almosen geben, ihrer Familie gegenüber ihre Schuldigkeit tun u. a. Dieses mannigfache Gute wird wie jedes Gute von Gott belohnt. Da er es aber nicht in der Ewigkeit belohnen kann, weil diese guten Werke, da im Stande der Ungnade verrichtet, keinen Anspruch auf ewigen Lohn haben, so schickt er ihnen zeitlichen Lohn in der Gestalt irdischen Glücks. Wer frei ist von Leid und Heimsuchungen, wem alles glückt, aber ein sündhaftes Leben führt, ungerecht und hart gegen den Nebenmenschen ist, möge mit sich zu Rate gehen und sich fragen, ob er nicht schon zu den Gezeichneten gehört. Der Verdacht besteht in hohem Grade.

3. Trägheit im Dienste Gottes, jahrelange Gewohnheitsfunden ohne ernsthafte Schritte zur Besserung und Entfernung der nächsten Gelegenheit sind ein Zeichen, daß der Mensch keinen ernsten Willen hat, sich zu bessern, daß er die Sakramente und die von Gott

verliehenen Gnaden mißbraucht. „Denn das Land“, sagt der Apostel, das den oft darauf fallenden Regen einsaugt und Gewächse trägt zum Nutzen für die, die es bebauen, empfängt Segen von Gott. Bringt es aber Dornen und Disteln hervor, so ist es verworfen und dem Fluche nahe, und sein Ende ist Verbrennung.“ (Hebr. 6, 7, 8.) Unfruchtbarkeit an guten Werken, Unabhängigkeit an die Sünde ohne entschiedenen Anlauf zur Besserung vergleicht Gott mit dem Weinberg, den der Besitzer zerstören und verwüsten läßt, weil er keine Trauben, sondern Herlinge (Giftbeeren) brachte. „Einen Weinberg hatte mein Geliebter auf einem fetten Hügel. Er umzäunte ihn, suchte die Steine heraus, bepflanzte ihn mit edlen Reben, baute einen Turm in seiner Mitte, machte eine Kelter hinein und wartete, daß er Trauben brächte. Aber er brachte Herlinge. Und nun ihr Einwohner Jerusalems, ihr Männer Judas, urteilt zwischen mir und meinem Weinberge. Was hätte ich meinem Weinberge noch tun sollen, daß ich nicht getan? Ich wartete, daß er Trauben brächte, und er brachte Herlinge. Und nun will ich euch anzeigen, was ich mit meinem Weinberge tun will. Wegnehmen will ich seinen Baum, daß er geplündert werde, niederreißen seine Mauer, daß er zerstört werde. Ich will ihn in eine Wüste verwandeln. Er soll nicht beschnitten, nicht behaftet werden. Disteln und Dornen sollen darin aufwachsen, und den Wilden will ich gebieten, daß sie keinen Regen darauf herabgießen.“ (Jes. 5, 1-6.) Das ist nur ein Bild, das im eigentlichen Sinn die furchtbare Strafe ankündigt, die der Herr über Juda verhängen will, und die bei der Wegführung der Einwohner in fremde Gefangenschaft und bei der Zerstörung des Tempels eingetreten ist. In übertragenem Sinn will diese Stelle die Strafe zeichnen, die über jene hereinbricht, die keine Früchte der Buße und Besserung bringen.

„Es hatte jemand einen Feigenbaum in seinem Weinberg gepflanzt, und er ging und suchte Frucht an demselben, fand aber keine. Da sagte er zu dem Gärtner: „Drei Jahre schon suche ich nach Früchten an dem Feigenbaum, finde aber keine.“ Haue ihn also um. Denn wozu nimmt er den Platz ein. Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, lasst ihn noch dieses Jahr, bis ich um ihn herum die Erde umgegraben und gerüttigt habe, ob er nicht dann Frucht trage. Wenn nicht, dann magst du ihn später umhauen.“ (Luk. 13, 6-9.) Ist dieses Gleich-

nis des Heilandes nicht eine Fortsetzung jenes Bildes des Propheten Isaäc und eine Betonung des Gedankens, daß, wer träge ist im Dienste des Herrn, der Verwerfung anheimfällt?

Kannst du dir das Zeugnis geben, daß du zwar nicht die von Gott erwartete Menge von Früchten getragen, doch wenigstens einige gezeitigt hast, dann beginne mit umso größerer Zuversicht. Sei überzeugt, der Herr wird gerne mit seiner Gnade helfen. Denn der gesagt hat: „Jeden Nebzweig an mir, der keine Frucht trägt, wird Gott abschneiden“. hat sofort hinzugefügt: „Und jeden, der Frucht trägt, wird er reinigen (von Unfrucht und überflüssigen Schönlingen), auf daß er noch mehr Frucht trage.“ Mag dieses Steinigen und Beichneiden auch nicht ohne Schmerz und Leiden abgehen, lasst den göttlichen Winzer nach seinem Wohlgefallen versetzen, es wird zu deinem Heile sein. Vp.

## Von Geschlecht zu Geschlecht

Eine Studie von Dr. Erich Klein.

Es gibt gewisse Dinge, die, obgleich durchaus nüchterner und klarer Natur, doch von den meisten durch eine romantisch-poetische Brille gesehen werden und dadurch in eine Beleuchtung kommen, die ihnen durchaus unangemessen ist. Besonders bei neuen, auffälligen Erkenntnissen sieht dies der Fall zu sein, um nur z. B. an die Entwickelungstheorie zu erinnern, aus der mit Hilfe von mehr oder weniger Phantasie stets eine philosophische Weiterklärung gemacht wurde. Es ist, als ob der nüchterne Verstand den Menschen zu eng schiene, um so neue auffallende Erkenntnisse gebührend einzuschätzen, und da kommt denn die Phantasie, mitunter gar in der Form poetischer oder literarischer Werke, und gestaltet sie in oft recht unmaßgeblicher Weise aus.

So ist es auch eine Zeit lang mit der Vererbungslehre gewesen, und bis auf den heutigen Tag hat sich die romanisch-düstere Beleuchtung, die seit Ibsen und Zola auf ihr steht, nicht ganz verloren. Ja, man kann sagen, die reichlich verschwommenen Vorstellungen, die sich an die Anfänge der jungen Wissenschaft gehängt haben, haben mit dazu beigetragen, daß sie nicht dasjenige Maß von praktischer Bedeutung gewonnen hat, das ihr, zumal nach den neuesten Forschungen, unbedingt zukommt. Vor allem ist eines auffällig: fast stets wird die Vererbungslehre nur mit einem gewissen Unterton in den Mund genommen, und zwar mit einem solchen, daß man unwillkürlich an einen geheimen Fluch oder an das Bibelwort von der Kache bis ins dritte und vierte Glied denkt. Man hat also dabei immer nur die verhängnisvollen Wirkungen der Vererbung im Auge und man über sieht, daß die Vererbung den gesamten Lebensprozeß der Menschheit weiterführt, also neben einer Reihe von ungünstigen und fruchtbaren Veranlagungen auch Millio nen von gesunden und günstigen reinen Fortpflanzungen.

Man vergibt, daß die Tatsache der Vererbung zunächst doch wohl als das große Erhaltungsprinzip alles Guten und Starken, aller menschlichen Fähigkeiten und Gewinne anzusehen zu werden verdient, und keinesfalls nötig hat, nur immer das düstere Auge des Misstrauens oder der geheimen Angst auf sich ruhen zu lassen. Verständlich ist allerdings, daß verhängnisvolle, ja tragische Fälle mehr Beachtung finden als die auslaufenden Fälle normaler Keimübertragung.

Lebensehen wird meist schon das Grundgesetz der Vererbung, daß nämlich niemals Krankheiten vererbt werden. Das heißt also: es ist keineswegs ausgemacht, daß der, der von einem seiner Eltern eine schlimme Veranlagung geerbt hat, auch den offenen Ausbruch der Krankheit sieht, sondern es kommt darauf an, ob der Vererbungskeim zur Entwicklung gelangt. Das hängt von allerlei Umständen ab, vor allem auch von der Erbmasse, die das betreffende Individuum von dem zweiten Erzeuger erhält. Ist diese Veranlagung eine entgegengesetzte oder auch nur eine gesunde, so ist, wie es nach

dem heutigen Stand der Forschung erscheint, eine äußerliche Erkrankung nur aus dem Erbprozeß heraus nicht zu befürchten.

Es ist demnach, vor allem durch vorsorgliche Cheihaltung, durchaus möglich, fruchtbare Familienanlagen unwirksam zu machen, ja völlig herauszustößen, genau so wie umgekehrt auch durch unzweckmäßiges Verhalten (Alkoholismus) Vergiftungen der Keimzellen hervorgerufen und damit neue Krankheitsanlagen geschaffen werden können. Also all die vielen tragischen Fälle, die in unserer Literatur so beliebt sind, sind nur als Ausnahmefälle beim Zusammentreffen mehrerer ungünstiger Umstände denkbar und dürfen keineswegs als typisch angesehen werden.

Im allgemeinen wird man bei der heutigen mannigfachen Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft als Regel gelten lassen müssen, daß nicht gleichartige, sondern verschieden-



## Nach der hl. Kommunion

**Z**est und inniglich umschlossen  
Ruhst du nun im Herzen mein,  
Und mein Herz, in Lieb' zerstossen,  
Will dein Tabernakel sein.

Betend will ich davor knien,  
Ganz in Lieb verloren sein.  
Alle Menschen will ich lieben,  
Lieben dich, o Herr, allein.

Dir zuliebe will ich leben,  
Dir zuliebe sterben gern,  
Alles will ich freudig geben  
Jesus, meinem Gott und Herrn.

Will mein armes Herz umschlingen  
Dir zulieb mit Dornen spiz,  
Alles Leid zum Opfer bringen  
Dir, der reinsten Liebe Söh.

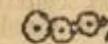
Und je mehr die Dornen stechen,  
Umso fester halt' ich dich,  
Umso inniger will ich sprechen:  
„Jesus — Gott — ich liebe Dich.“

Stille, Herr, doch all' mein Sehnen,  
Füll' mein Herz mit Liebesglut,  
Bis dein Kind mit Freudentränen  
Einst an deinem Herzen ruht.

artige Erbkeime bei zwei Eltern zusammenkommen, daß ein etwaiger ungünstiger Keim bei dem einen durch einen gegenteiligen bei dem andern aufgezogen wird, — wobei man nicht nur an körperliche Keime, sondern ebenso auch an geistige Begabung, Denkfähigkeit und dergleichen zu denken hat. Gerade diese Gesetzmäßigkeit der Keime, die sich meist zu einer Art Gleichgewicht vereinigen, bringt es ja mit sich, daß die Menschheit im allgemeinen einen durchschnittlich normalen Charakter bewahrt. Und wenn das innerhalb kleinerer, in sich abgeschlossener Gruppen, wie z. B. in manchen Geschlechtern oder auch bei kleineren Volksgruppen nicht der Fall ist, so bietet die Zukunft, die wie eine Verstärkung gewisser guter Eigenschaften, so auch eine Verstärkung schlechter Anlagen zur Folge hat, eine geistige Erklärung dafür.

Ferner wird bei der Vererbungstattheit meist zu sehr außer acht gelassen, daß es im Menschenleben, so mächtvoll und frei der Mensch durch seinen Verstand und seinen Willen der Natur gegenübersteht, rein mechanische Gesetze überhaupt nicht geben kann. So ist auch die Vererbung durchaus nicht den willkürlichen Eingriffen des Menschen entzogen, das starre Gesetz kann sehr wohl gelähmt und umgeben werden, — wie ja auch bereits daraus hervorgeht, daß ein etwa ererbter Krankheitskeim immer nur die Möglichkeit der Erkrankung, nicht aber die Erkrankung selber bedingt. Wenn in so zahlreichen Fällen der Keim auch zur tatsächlichen Erkrankung führt, so liegt das daran, daß die Lebensbedingungen des Erben sich so häufig nicht von denen des Erblassers unterscheiden. Wenn man z. B. von der moralischen Inferiorität der unehelich Geborenen spricht, so ist dabei: erst einmal festzustellen, inwieweit eine solche durch die mit der Unehelichkeit verbundene Lebensumstände vielleicht geradezu großgezüchtet wird. Bei rechtzeitiger Kenntnis der drohenden Gefahr und zwidder sprechenden Vorbeugungsmaßregeln ist in den meisten Fällen das Neuerste durchaus zu verhindern. Und es geht, um ein literarisches Beispiel anzuführen, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zu weit, wenn es Ibsen in seinem „Hevenstein“ so darstellt, als ob der junge Oswald blödsinnig werden müßte. Es müssen Bedingungen geschaffen werden, die den Ausbruch des Krankheitskeimes nicht zulassen, und zwar nicht nur äußerliche, sondern auch innere. Die Persönlichkeit muß gegen die Macht des Gegenständlichen aufgerufen werden.

Und dieser positiven Aufgabe wendet sich die Vererbungslehre nun mehr und mehr zu. Hat sie bis dahin hauptsächlich die verborgenen Verläufe der menschlichen Fortpflanzung aufzudecken gesucht, so ist sie nun dabei, die praktischen Schlussfolgerungen zu ziehen. Zunächst einmal gilt es, das Menschengeschlecht durch eine aufbauende Rassenhygiene schon im Keime vor Entartung zu bewahren, dann aber, die nicht zu verhindern, minderwertigen Anlagen durch entsprechende Behandlung möglichst unwirksam zu machen. Und wenn auch heute über manche Tatsachen der Vererbung noch Zweifel herrschen, so ist es doch nur noch eine Frage der Zeit, daß diese unheilverkündende Wolke, die heute immer noch über der Menschheit steht, sich löst und einer wohltätigen, schwärm- und hilfsgewährenden Praxis weicht, die die Menschen, soweit es an ihr liegt, seinem finsternen Verhängnis mehr ausliefern.



## Anpassung

Von Heinrich Leis.

Mit den Dingen ist es wie mit den Menschen: Fremd treten sie uns an, hinter der Maske der Erscheinung unbekanntes Wesen verbüllend. Wir aber sehen unsern Verstand, unsere Beobachtung gegen sie, daß wir sie durchdringen, sie in irgendein Verhältnis zu uns einordnen. Jeder kleine Gegenstand, jedes entbehrlichste Stück der Lebenshaltung hat seine eigene und absonderliche Art: Eine heimliche Seele etwa, die offenbar wird durch die Gewöhnung. Wenn sich das Wesen von Fremdheit abschüttelt, spinnen sich Fäden an; es geschieht durch freundliche Vertrautheit mit den Dingen des täglichen Gebrauchs, die in den Kreis unseres Lebens irgendwie einbezogen werden. Neues in Bekanntes und Erinnerungsreiches umzudeuten ist das Mittel, mit dem menschliches Empfinden sich die Welt der Erscheinungen unterwirft, aus der Vielheit das Wesentliche und Notwendige herausliest. Anpassung schafft Behaglichkeit, Heimatgefühl.

Ein Schmuckstück, ein Bild oder Buch, ein Gegenstand des Gebrauchs wurde geschenkt oder von uns erworben. Da ist fühle und vergleichende Betrachtung dieser Dinge zuerst, als ob wir sie auf uns einstellen, ihre Bedeutung für uns erproben wollten: ähnlich dem förmlich gemessenen Verkehr einer kurzen und flüchtigen Bekanntschaft. Neue Wohnung, neue Umgebung schließt uns ein: Ein Hauch

von Freundschaft wohnt an, beinahe frösternd. Es ist ein Gesetz, als sei um uns große Vereine. Die Gewohnheit erst erschafft diese Zustände des inneren Seins mit Stimmungen, wodurch die Eindeutige wie Werben auf die kalten Wände. Jeder neue Tag des Aufenthaltes, des Gebrauches knüpft engere Beziehung. Die Dinge mit Form und Größe, Inhalt und Ansehen, laugen sich gleichsam voll von unseren eigenen Gedanken. Sie strahlen nun auf uns diese Empfindungen zurück, die wir in sie hineingelegt haben. Sie gewinnen die Vertrautheit von etwas uns Zugehörigem. Ein kleines und bedeutungsloses Stück wird durch die Gewohnheit wertvoll. Verloren oder zerbrochen hinterlässt es keinen Schmerz, wie Trauer um einen erprobten Freund, der von uns ging. Wenn wir aus einer Umgebung scheiden, die uns während der hellen und frischen Tage eines Sommers beherbergte, erleben wir in der bitterlichen Stimmung des Abschiedes etwas wie Losgerissenheit von Gefühlen, die vertraute Bläue, friedliche Winkel, sonnenglänzende Felder in uns wachrufen. Gewohnheit, von uns genommen, schmerzt, wie sie zum andern auch führt und trostet, gleich ihrer Gefährten, der Zeit.

Anpassung ist letzten Grundes ein hinüberleben eigener Gefühle in die umgebende Welt; sie wirkt als Sammellinse für alle Ausstrahlungen unseres Empfindens. Durch die Anpassung stellen wir gleichsam Wege aus, die uns durch Unsicherheit und Schnörkelgänge fremder Gefühle, wechselnder Erscheinungen geleiten. Und wenn wir die ganze Welt durchstreifen, mit ihren fremden Völkern und unbekannten Meeren, durch hitzetrocknen Staubwandernde, durch rauschenden Wald oder abenddämmerndes Tal: In jedem neuen Eindruck finden wir uns selbst, alle Bilder, die in unser Auge eingehen, werden gebrochen in dem Spiegel der Gewohnheit. Immer ist die Anpassung am Werk, in dem Fremden die Art des Bekannten, Wohlvertrauten irgendwie neu erscheinen zu lassen.

### Bede

## Der Roman als Dichtung

Von Dr. Augustin Kühlmann.

Nicht jeder Roman ist eine Dichtung; ebenso wie nicht jeder Mensch, der sich weigert, Romane zu lesen, ein Verächter der Dichtkunst zu sein braucht. Aber die Misshandlung des Romans als dichterisches Kunstwerk, welche noch vor wenigen Jahren bei uns gang und gäbe war, ist sicherlich eine auf Unkenntnis des Wesens und der Geschichte des Romans fußende Ungerechtigkeit; denn die Grundgesetze der Dichtkunst können — und sollen sogar — bei der künstlerischen Behandlung eines Stoffes in der Romanform ebenso vorausgesetzt werden wie beim Drama oder beim Epos.

Wertet man das Wesen des Romans nach den allgemeinen ästhetischen Prinzipien, nicht man nach der flaren Beantwortung der Frage: „Was ist der Roman?“ dann wird man kaum eine ganz übereinstimmende Antwort erhalten. Mich deutet, die Antwort auf die eben aufgeworfene Frage nach dem Wesen des Romans liegt in seiner Geschichte. Die Geschichte des Romans zeigt uns diese Kunstaufführung als die jüngere Schwester des Epos. Der Roman erscheint mir in seinem Wesen als epische Dichtung. Er schilbert Menschenleben und Begebenheiten in einem bestimmten zeitlichen und seelischen Verhältnis zum Weltbild. Es ist reichlich billiges Bemühen, die epische Dichtung von der Romanerzählung zu trennen, indem gefolgert wird, daß Epos bedinge die Versform, der Roman die Prosaform, denn der Versroman ist in der Literaturgeschichte nicht nur seine Seltenheit, sondern sogar die Ausgangsform. Denn was waren doch die ersten erzählenden Dichtungen der deutschen Literatur, die sogenannten „ höfischen Epen“ des Mittelalters eines Wolfran von Eschenbach, eines Hartmann von der Aue, eines Gottfried von Straßburg anderes als Versromane? Diese Dichtungen zeigen aber gleichzeitig die Gabelung der Entwicklungslinie auf. Das Epos sucht und findet seine Stoffe nicht im Alltäglichen, sondern im

Leidlichen, im Leidenschaftsreichen, beim aus dem Rahmen des Gesellschaftslebens Verzagenden, bei der Prüfung idealer, unwirklich-selbstlicher und nur stehender sittlicher Typen; der Roman dagegen wendet sich aus in der Behandlung der Erscheinungen und Formen des Gesellschaftslebens einer bestimmt zeitlich umgrenzten Gegenwart, bei der Darlegung und Analyse ihrer psychologischen Beweggründe. Epos ist Fresco-Gemälde der Vergangenheit, Roman Spiegel einer zweitlichen Gegenwart.

Der Roman als Kunstroman nimmt seinem Namen entsprechend seinen Anfang von den romanischen Völkern. deren Eigenart ist es stets gewesen, die Formen ihres gesellschaftlichen Gegenwartsliebens klassischerisch abzuwiegen: diese Kultur bestimmt Charakter und Wesen des Romans. Bei einer derartigen Entwicklung wurde allmählich die Unterscheidung von der rein epischen Kunströmme schärfer. Das Epos blieb seiner Stoffwahl nach heldisch, vorzeitlich und überlebensgroß, der Roman glich sich elastischer jeweils seiner Zeit an, wurde beweglich und zeitgemäß.

Trotzdem blieb der echte Kunstroman jederzeit Dichtung; denn der geistige Anhalt bestimmt den Kunswert, und es hat zu allen Zeiten Romane gegeben, welche das Merkmal reiner Kunstaufführung trugen. Wenn die Kunst die Konstruktion eines Idealzustandes, der Ausdruck eines übermenschlichen Sehnsuchts der Menschheit ist, dann findet man im Roman als zeitlich begrenzte Formung dieses Gegenwartsehnsuchts eine dichterische Form. Heute ist der Kunstroman mehr denn je Weltanschauungs-dichtung geworden. Die gesellschaftliche und seelische Wirrnis unserer Gegenwart spiegelt sich in ihm. Das ist zweifellos ein Zeichen seines Kultcharakters, ist aber auch eine Mahnung für die christlich organisierte Kulturgemeinde. Der Roman als die volkstümlichste Kunströmme strahlt ungeahnte gesellschaftsbildende Kräfte aus. Es ist für unsere aus bewußt christlichem Kulturgeiste schaffenden Dichter eine dankenswerte Aufgabe, zur Darlegung ihrer Weltanschauungsgedanken die populäre Kunströmme des Romans nicht zu vernachlässigen. Auch der Roman bietet die Möglichkeit zur Entfaltung höchsten formalen Könnens, feinsten Beobachtungen der ästhetischen Gesetze und sorgfältigster Kultur des Stils: seine Kultur und Geschichte erweisen es. Und die Hebung des Niveaus des Romans ist eine nicht geringe Aufbauarbeit an der Kultur der Volksseele und damit am Volkstum.

## Jubiläum des Brief-Umschlages

Zu diesem Jahre sind hundert Jahre verflossen seit der Gründung des Briefumschlages. In allgemeine Aufnahme kamen die Briefumschlüge in Deutschland aber erst vor etwa 50 bis 60 Jahren. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo der Mangel der Eisenbahnen einen schwulen und unangenehmen Verkehr noch nicht ermöglichte, war ein Brief ein Ereignis, ebensowohl für den Absender wie für den Empfänger. Man schrieb den Brief zumeist auf einen großen Kanzleibogen. Die letzte Seite wurde freigelassen, der Brief langsam zusammengefaltet und auf der letzten, nur außen befindlichen Seite mit der Adresse versehen. Wichtige Schriftstücke verlegte man, übrigens schon seit den ältesten Zeiten, zu versiegeln. Im Altertum und im Mittelalter verwendete man dazu Bienenwachs oder eine Art Siegelerde, in die Siegelringe eingeschmolzen wurden. Siegellack, der zuerst aus China eingeführt worden ist, kam erst im 15. Jahrhundert auf, und im Jahre 1624 führte man von Speyer aus die bekannten Oblaten als Briefversiegelung ein.

Die Erfindung der Briefumschlüge ist darauf zurückzuführen, daß der Papierhändler Brewer in Birmingham im Jahre 1820 auf die Idee kam, auch kleinere Briefbogen anzufertigen und feilzubieten. Um Reklame dafür zu machen, stellte er in seinem Schaufenster eine Pyramide auf, die aus einzelnen Stapeln immer kleinerer Briefbogen bestand. Man fand viel Gefallen an dieser Idee und die kleinen Bogen kamen schnell in Mode, zumal es Brewer verstanden hatte, auch Papierhüllen herzustellen, in welche die Bogen gesteckt werden sollten. Durch das Zusammenfalten wurden die Briefe oft so winzig, daß kaum noch Raum für die Aufschrift und die damals vielen Marken übrig blieb. So wurden also die Briefumschlüge ein Bedürfnis. Brewer konnte gar nicht genug davon liefern, obwohl er schon bald mehrere Dutzend Arbeiter mit der Fertigung der Umschlüge beschäftigte. Die heutigen Briefumschlagmaschinen liefern bis zu 10 000 Stück fix und fertig zusammengesetzt, gummiert und abgezählt binnen einer einzigen Stunde.

\*

Schweigende Menschen werden selten reden bewilligt. Die einen sagen: „hervorragend klug“, die anderen „vernagelt dummkopf“. Und oft ist es mit Beaumaligkeit, die sie Schweigen lädt.

## Heimatzauber

19)

Originalroman von Felix Nabokov.

Strengh und unerbittlich wie ein Richter stand Tafser vor ihr... Sie streckte ihm fleidend die Arme entgegen. „Hilf mir! Ich verbrenne!... In meiner Brust ist die Lölle — mein Kopf glüht wie Feuer!“

„Weil du mit dem Herzen und mit dem Geist gesündigt hast,“ hielt ihr Tafser entgegen. „Womit man strägt, daran wird man gestraft.“

Sie zuckte wie eine bissige Rattet empor. „Lass deine Bibelsprüche,“ rief sie. „Gib mir ein Heilmittel, daß ich genesse! Bösche die Sinti in meiner Brust!“

Er reichte ihr Glas und Wasser. „Trinke!“ Das löst den Durst. Die Qualen in deiner Brust vermag nur Gott zu lindern. Sie sind die Strafen für deine Sünden, die du hineingetrunk hast wie Wasser... Deine Stunde ist gekommen, Weib. Erleichtere dein Gewissen, wirf die Sündenlast ab und du bist erlöst. Nach daß Unrecht gut, das du begangen hast. Gib mir das Testament, in dem du Trude Marischall und die Ihrigen enterbst. Nur so kannst du ruhig sterben.“

Sie schaute ihn an wie ein Gestern. „Das Testament?... Nein, das befürmisst du nicht. Die ganze Brut soll vernichtet werden und verderben.“

Tafser wies mit drohender Gebärde zum

Himmel. „Weib,“ sagte er mit furchtbarer Stimme, „Weib, zittere vor Gottes Gerechtigkeit. Wer unrecht Gut nimmt, muß in der Hölle büssen. Du hast Trude die Heimat geraubt und Gott wird dich dafür strafen. Sie ist schutzlos und hat niemand in der Welt. Darum habe ich meine Hand über sie gehalten wie ein Vater über sein Kind — im Namen Gottes des Herrn, der ein Vater der Armen, Witwen und Waifen ist. Du hast Arme, Witwen und Waifen bedroht und herausrufen. Deine Sünde schreit zum Himmel um Rache. Gottes Zorn kommt über dich. Ich, ein Sündenbär, habe in die Ewigkeit geschaut und fand dir das Gericht. Dein Los wird schrecklicher sein als das der göttlichen Jezebel!... Du tröstest das Gift der Sünde in dir, du bist verschlafen und verdonnnt, wenn du nicht bereust. Der Herr und Richter naht, um dich zu bestrafen.“

Der alte Schäfer war schrecklich anzuschauen, und die Kranke fuhr entsetzt entvort und starnte ihn an.

Der Regen klatschte gegen die Scheiben und graue Dämmereschleier senften sich, unklare Totenschnäbel gleich, in das düstere Fenster, das die Flammen des Kamins wie rote Blüte durchzuckten. Es war eine Stille wie in einer Totenkammer, bis eine wimmernde Stimme ansprach: „Hilfe!... Hilfe!...“

Aber da lag Jägers Fächer Hand an ihrem Hörnchen.

„Schweig,“ gebot er, „sonst ist es dein Tod! Das Testament heraus!“

Ihre Augen sprangen gleich Bällen aus ihren Höhlen und gespenstisch blickte das Weiße im Auge. „Rein,“ ächzte sie. „Rein!... Lieber sterben!... Meine Rache will ich!“

Aber ihr Schrei verstummte unter dem Druck seiner Finger; sie wand sich wie eine Pflanze und ihr Kopf sank zurück.

„Nun habe ich der Schlange den Kopf zertritten,“ sagte Falter, griff in ihr Gewand und holte die Paviere heraus. „Mein letzter Wille“ — las er beim Schein der zuckenden Flammen. Es war richtig: Trude Marshall war mit den Ihrigen entzweit.

„Ich will gut machen, was dieses Weib sündigte,“ sprach Falter. „Trude soll ihr Erbe und ihre Heimat haben nach Recht und Billigkeit.“ Und er zerriß die Blätter und warf sie ins Feuer. Die Flammen leckten gierig an der Töschboxen Beute.

Aber eben, als das letzte Blatt ins Feuer flog, schnellte die Marshallin vom Divan empor und stürzte sich wie eine Tigerin auf Falter. „Mein Testament... Wo ist mein Testament?“

Er deutete auf die Kamingsu. „Dort!... Hole es dir!“

Ihre Wut war grenzenlos. Sie duckte sich zum Sprung wie eine Kähe und warf sich mit aller Kraft gegen ihn, um zum Kamin zu gelangen, zu dem er ihr den Weg versperrte. Falter erhielt einen Stoß vor die Brust, daß er taumelte und in den Lehnsstuhl sank. Seine Hand fuhr nach dem Herzen, seine Stimme flammte: „Du bist gerichtet!... Mir sei Gott gnädig!“

Fahle Blässe überzog sein Gesicht, Schweiß trat aus seinen Poren, ein Röcheln kam aus seiner Kehle — ein Zucken ging durch den mächtigen Leib und wie vom Blitze getroffen sank er zurück. Das Haupt schlug gegen die hohe Lehne des Stuhles, und der Bart lag wie eine graue Palme auf der breiten Brust.

Christine Wöppermann sah in die starren, gebrochenen Augen, befühlte die leblose Hand und begann zu zittern. „Tot!... Tot!...“

Von Entsetzen und Grauen gepackt, wich sie bis zum Kamin zurück; als sie die Glut fühlte, wandte sie sich blitzschnell um und starrie in die Flammen, sah darüber hinaus Paviere und warf sich auf die Knie, um sie aus dem Feuer herauszuholen. „Mein Testament... mein Testament!“ schrie sie in gellenden Tönen.

Ihre Hände griffen in wahnsinniger Lust in die Glut und durchwühlten sie. „Mein Testament — meine Rache!“

Die Hände zuckten vor Schmerz, Haar und Gesicht waren versengt, kleine rote Flammen züngelten an ihrem Gewande empor, zu ihren Hälften, zu ihrem Herzen... Sie fühlte die Glut, abtanzte die Gefahr — und ein wilder Schrei löste sich von ihren Lippen. „Hilfe!... Hilfe — die Hölle ist los!...“

Schreckensbleich stürzten die Dienner herbei, löschten die Flammen und trugen die Tobende zu ihr Schlaggemach.

Und der tote Schäfer im hohen Stuhl sah dem allen mit weitauftauchenden, starren Augen zu, als ob er der Richter wäre.

In der engen kleinen Telephonzelle war die Luft dumpf, ständig und schwer; aber Trude Marshall trug einen Strauß Heidelbeeren an der Brust, und der Duft der Heimat umwölkte sie. Und ihr Herz floß über von Liebe für die verirrte Schwester, die sie freudig in ihre Arme nehmen wollte wie der gute Hirte das Lämchen, das sich in der Wüste verlaufen hatte.

Spillmann gab ihr den Hörer in die Hand. „Lebt sind wir göttlich so weit,“ sagte er leise. „Ihre Schwester ist am Telefon und meint, ein Theaterdirektor rufe sie an. Nun sprechen Sie mit ihr. Lassen Sie Ihr Herz reden!“

Aus dem kleinen Wunderding kam eine helle Stimme... „Wie ist's also, Herr Direktor?... Wollen Sie mich engagieren?... Wann kann ich anschützen?... Am liebsten wäre mir's sofort. Ich will rasch weg von Ihnen...“

Eine Baute

Auf feingesponnenen Drähten flog es hin und her — Gedanken, Worte, ein Strom von Liebe zwischen zwei Städten, die sich so ferne waren... Ein Baute ahnender Herz, ein Suchen zweier Seelen...

Dann Suses zitternde Frage: „Herr Direktor, warum antworten Sie nicht?... Kann ich kommen?... Gleich?“

Und darauf Trude mit einer Stimme, aus der all ihre Liebe, all ihre zitternde Sorge flang: „Suse — liebste Suse — komm, o komm!... Komm zu mir!“

Aus dem schwarzen Rohr ein jähler Schrei: „Himmel, wer ruft mich?... Diese Stimme...“

„Es ist die Stimme der Heimat, die dich ruft, Suse!... Komm, Schwester! Ich nehme dich mit offenen Armen auf. Komm an mein Herz!... Die Heimat ruft dich — und soviel Liebe...“

Ein lautes Schluchzen, ein weher Schrei — dann Totenstille.

Atemlos sauschten Trude und Spillmann, riefen an, klingelten, aber keine Antwort kam.



### Schmiedegesellenlied

Wir schüren das Feuer und fachen den Wind,  
Doch wolzig emporsteigt der Rauch;  
Wir schmieden und hämmern und schaffen geschwind  
Nach der Schmiedegesellenbrauch.

Es bläht sich der Bald wie ein Ballen so rund,  
Von fliegenden Funken es sprüht;  
Die Esse speit Flammen aus feurigem Mund,  
Das Eisen in Weißglut erglüht.

Jetzt schnell auf den Amboss! Wir hämmern draus los  
Im lustigen Takt, eins, zwei, drei;  
Kein Eisenstab ist uns mächtig und groß,  
Wir schlagen ihn kräftig entzwei.

Es dröhnen die Balken, der Amboss hell klingt  
Bei jeglichem Hammerschlag;  
Wir hämmern von früh, bis die Nacht niedersinkt,  
Wir schmieden den ganzen Tag.

Wir plagen uns redlich, gebadet in Schweiß,  
Mit fröhlichem Mute und Blick;  
Wir hämmern und schaffen mit rüstigem Fleiß  
Und schmieden uns so unser Glück.

Graz Sonnleitner

Suse war weg. War auf's neue geslossen. —

Beteckt fuhr Trude der Heimat zu. Ihr Vertrag mit der rheinischen Fabrik war zu Ende gekommen und ein Neigungsweg gefunden — aber die Schwester war auf's neue verloren. —

Der Abend stand über dem Tale, als Trude und Spillmann am Kreuzweg von Hohenlinde ankamen. Ein Diener rief sie an: „Kommen Sie doch auf's Schloß! Es ist Schreckliches geschehen.“

Beide eilten zum Herrenhaus und hasteten die Treppen empor. Erschauernd traten sie in das düstere Gemach, in dem zwei Totenleichen brannten. Ihr milder Schein fiel auf das wüchsige Gesicht des alten Schäfers.

„Jesus Maria — er ist tot?“ rief Trude.

Der Diener nickte. „Seit heute früh.“

Trude betrachtete den treuen Freund ihrer Jugend mit Tränen in den Augen. „Amer lieber Mann!... Gott gebe dir den ewigen Frieden!“

Ein Schrei aus dunkler Esse schreckte sie auf. Ihre Augen sahen etwas Durchbares. Auf

dem Divan lag die alte Marshallin, mit ihren Bildern, Schaum auf den Lippen, an den Divan gesiekt.

„Sie ist wahnsinnig,“ flüsterte Spillmann ihr zu. Goetes Hand hat sie getroffen! Aber das ist kein Unblid für Sie — kommen Sie!“

Er flüsterte die Wankende und führte sie weg aus dem Hause des Grauens. —

16

Sylvesterglocken läuteten durchs verschneite Land und sangen dem alten Jahr das Grablied.

Trude Marshall saß über ihren Bildern und schloß die Rechnung des Jahres — und ihres Lebens ab. Glück war da nicht viel zu buchen, auch nicht viel Freude — umso mehr aber Trauer und Schmerz... Draußen bei der gewölbten Pforte stand noch immer das Gespenst der Armut mit den harten Bügeln und den drohenden Augen, hob mit den hageren Armen den Eisenklopfen auf der Tür und ließ ihn niederprallen. Wie dumpfer Donnerschlag klangs: „Frau — Sorge — ist da!...“

Entliche kleine Erfolge waren aber trotz aller Not zu verzeichnen... Die Ernte war gut, Moorfultur und Riesellager versprachen reiche Erträge für das kommende Jahr... Die Mühlsteine hatten so viel zu lauen, daß ihnen die Bähne stumpf wurden, und die Glöcklein zankten sich beständig mit dem Müller, zornigen Weibern gleich, die ihre Männer schelten, wenn sie über 'n Wirtschaftsraum die Arbeit vergessen. Nur rief sie nicht wie diese: „Trink aus — geh heim!“ — sondern „Geh her — schwäb auf!“

Mit heimlicher Freude buchte Trude das Wahlspiel und schrieb mit ihrer schönen klaren Schrift darunter:

„Gott mehr's!“

Das war das Geleitwort fürs neue Jahr! Die drückendste Sorge freilich blieb: die gesündigte Hypothek. Die hing wie ein blankes Schwert über der Mühle. Darauf änderte auch der Umstand nichts, daß Frau Wöppermann ins Irrenhaus gebracht worden war. Falls sie dort blieb oder der Tod sie abrief, nahm das Gericht die Sache in die Hand und dann stand die Mühle abermals vor einer Katastrophe.

Nur eines konnte sie vor dem Ruin retten die weiße Erde. Auf sie setzte Trude ihre letzte Hoffnung.

Schweren Herzens schloß sie das Buch und trug es in den Schrank.

Draußen senkte sich die Dämmerung nieder.

Die Heimat hüllte sich in ihr graues Nachtwand und ging schlafen; mit ernsten Augen, voll Wehmutter und Liebe, schaute sie ihr Kind an. Da stieg es heiß in Trudes Brust empor, und ihre stillte Liebe erwachte aufs neue... Nein, sie war nicht arm und einsam: die Heimat war bei ihr!

Sie setzte sich ans Fenster, wie man es gern an solch stillen, dämmrigen Winterabenden tut, und hörte heimlich Einlehr. Ein süßes Träumen lag über die tapfere Lebensstreiterin. ... Sie blätterte leise in ihrem Lebensbuch. ... Es gab da viele Blätter, viel dunkle und nur wenig helle, auf die Freude und Schmerz, Glück und Unglück ihre Nünen geschrieben hatten.

Das Leben war im verlorenen Jahre nur Mühe und Arbeit gewesen; des Glückes goldenen Strahl traf nie ihr blondes Haupt, noch weniger ihre junge Brust. In ihrem Herzengärtlein blühten keine Rosen und die blaue Blume, die sie suchte, fand sie nicht.

Sacht wünschte sie die Tränen weg, die sich ihr in die Wimpern geschnitten hatten; mit heimlichem Bangen eilten ihre Gedanken in die Ferne, über Länder und Meere, und von ihren Lippen zitterte die Frage: „Wo mag der Liebste ruhen, dem ich gut bin, solange ich lebe?... O Schicksal, wie bist du hart, o Liebe, wie bist du bitter!... Nicht einmal sein Grab darf ich schmücken... Aber der Krans der Erinnerung wird immer in meinem Herzen grünen, bis ihm der Tod zerstört und an mein Grabkreuz hängt...“

(Fortsetzung folgt).